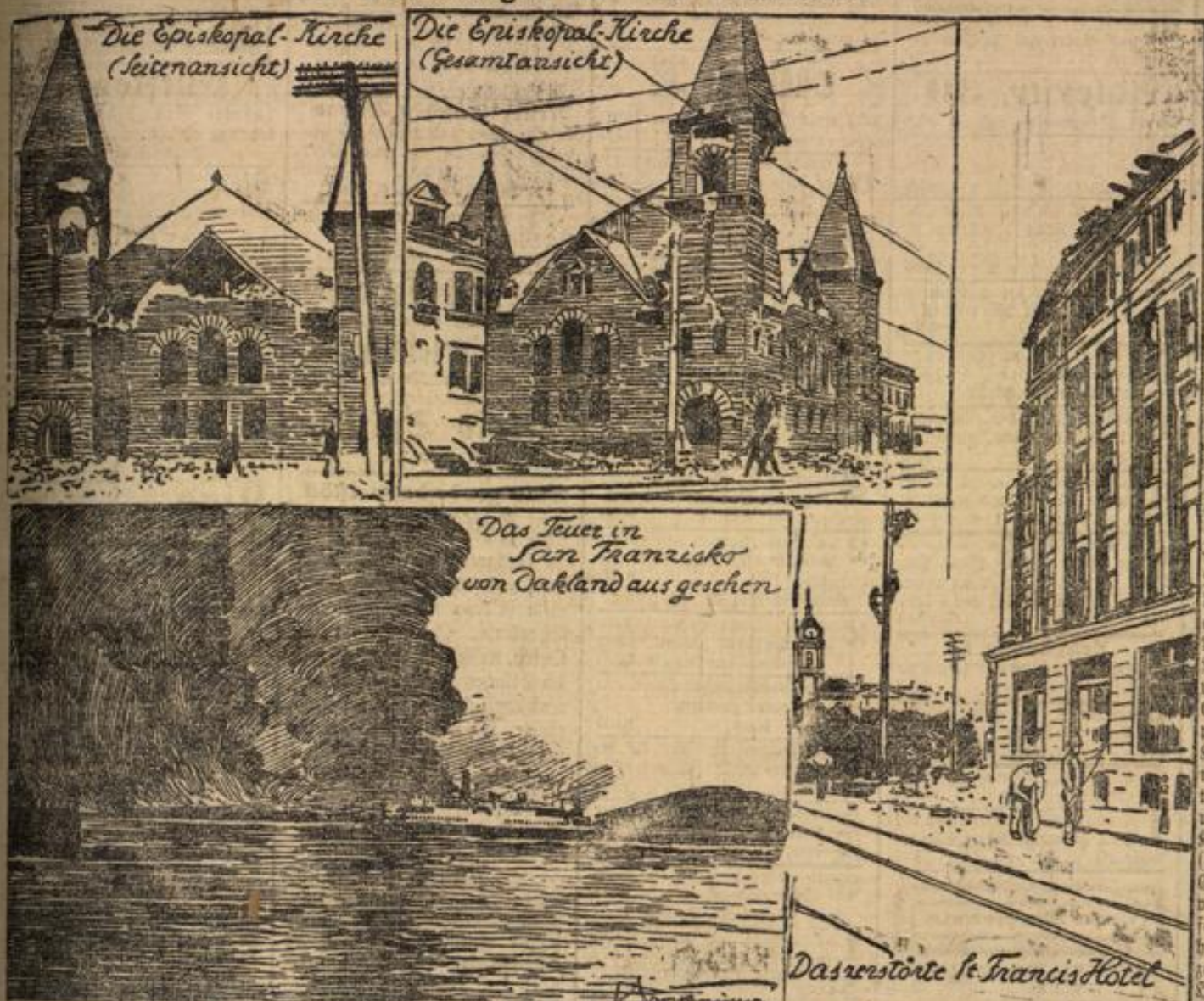


Die Zerstörungen in San Franzisko.



Jetzt sind die ersten photographischen Aufnahmen von den Verheerungen, die die elementare Katastrophe in San Franzisko verursacht hat, eingetroffen. Sie zeigen uns, wie furchtbar das Naturereignis gewirkt hat. Eines unserer Bilder, der Brand von San Franzisko von Oakland aus gesehen, läßt uns erkennen, wie entschieden das entseelte Element gewütet haben muß — eine Rauchwolke, die den Horizont verfinsterte und hinter deren dunklen Schleieren eine blühende Stadt sich in rauchende Trümmer verwandelte. Dann sehen wir eingestürzte

monumentale Gebäude. Vom San-Francis-Hotel ist nur die Vorderwand stehen geblieben — man kann hier wirklich sagen: „In den Ecken Fensterhöhlen wohnt das Grauen.“ Von der Episkopal-Kirche sind der Giebel und Teile des Glockenturms in sich zusammengefallen, sie haben vielleicht unter ihren Trümmern blühende Menschenleben vernichtet — aber an den Verheerungen an dem kolossalen Mauerwerk sieht man, wie furchtbar die Katastrophe war.

Kokales.

Wiesbaden, 9. Mai 1906.

* **Ball im Kurhaus.** Um dem heute, Mittwoch, im Kurhaus stattfindenden Balle einen angemessenen Charakter zu verleihen, kann von Gesellschaftslokalen, Herren Frack oder dunkler Mod, nicht abgesehen werden. Personen, welche das gleichzeitige Militär-Konzert ohne die vorgeschriebene Gesellschaftslokalen besuchen können daher den Zutritt zum Balle nicht beanspruchen, aber auch, falls sie nicht Inhaber von Kurhausbilletten sind, keine Eintrittsermächtigung, da das Militärkonzert in Verbindung mit dem Balle stattfindet, jedoch wird eine am Balltage gelieferte Tageskarte bei Vorlage einer Karte zu 3 A. in Zahlung genommen. Ab 7 Uhr werden Park und Gäle nur für Ballbesucher reserviert. Das Konzert beginnt um 8 Uhr, der Ball um 9 Uhr.

* **Die Literarische Gesellschaft Wiesbaden** hält, worauf wir hiermit nochmals aufmerksam machen, heute, Mittwoch, ihr 1. Stiftungsfest ab, und zwar im Saale der Hofkellerei. Anfangs abends 7 1/2 Uhr. Ein anregender Verlauf der Veranstaltung ist mit Sicherheit zu erwarten.

* **Kirchliche Volkskonzerte.** Ein reichhaltiges, in schönster Weise ausgeführtes Programm bot das Konzert am letzten Mittwoch. Der Bouffier'sche Frauenchor, eine Vereinigung stimmbegabter und wohlgeschulter Sängerinnen, sang unter der Leitung von Fräulein Minna Bouffier die beiden von Franz Abt für Stimmigen Frauenchor arrangierten Schubert'schen Lieder „Der Krieger sei mit Euch“ und „Im Abendrot“, sowie die Mendelssohn'sche Motette „Ihr Kinder Israel“. Der Chor erfreute durch die formvollendete Wiedergabe dieser schönen Lieder alle Hörer. Als weitere Solonummer trug Fräulein Minna Bouffier mit welcher sympathischer Stimme das „Bater unser“ von Krebs vor. Der innig bittende Ton, mit welchem sie das Gebet sang, war so recht der Ausdruck des tiefen, inneren Empfindens, welches dies Gebet vor allen andern auszeichnet. Fel. Gertha Arndt, die für dieses Konzert zwei Violinoli übernommen hatte, spielte mit schönem flangvollen Ton und bestem Vortrage „Simple air“ von Thome und „Cavatina“ von George und fand mit der feinsinnigen Wiedergabe dieser ansprechenden Kompositionen allseitigen Beifall. Herr Friedrich Peterfen (Orgel) spielte den 1. und 2. Satz der D-moll-Orgelsonate von Gustav Merkel und schloß dies schöne Konzert mit einem improvisierten Orgelnachspiel, welches, wie immer, dankbare Hörer fand. — Für das heute Mittwoch abend stattfindende Konzert haben die von früher her in bester Erinnerung stehende Koncertfängerin Fel. G. Thomas aus Bärach (Alt) und Fräulein Hedwig Hertel von hier (Cello) ihre Mitwirkung zugesagt. Das Programm verzeichnet Lieder, Arien, Cello- und Orgeloli von Beethoven, Schumann, Nielsen, Mendelssohn, Gounod, Holtenmann und Haydn und findet dies Konzert wie immer bei freiem Eintritt abends 8 Uhr in der Marktkirche statt.

* **Der Verein selbständiger Kaufleute** hält seine ordentliche Generalversammlung am Mittwoch, 9. Mai, abends 8 1/2 Uhr, im Vereinslokal (Hotel zum grünen Wald) ab. Auf der Tagesordnung steht u. a. Vorstandswahl, Abschlußrechnung, 863 Handelsgeheuch u. a. m. Zahlreiche Beteiligung der Mitglieder ist sonach erwünscht.

Gebrüder Dörner, Mauritiusstraße 4.

Wiesbadens größtes Spezialgeschäft für fertige Herren- u. Knaben-Bekleidung,

empfehlen zur Saison in allen Preislagen: 1208



Höchste Auszeichnungen.
Fernspr. 571.

Für Herren:
Sakko-Anzüge,
Jackett- und
Gehrock-Anzüge,
Sommer-Paletots,
Havelocks und
Pelerinen,
Reise-Mäntel,
Beinkleider,
Lüster-, Leinen- u.
Loden-Joppen,
Wasch-Anzüge u.
-Hosen,
Fantasie- und
Wasch-Westen.

Für Jünglinge:
Sakko-Anzüge,
Sommer-Paletots,
Pelerinen,
Beinkleider,
Lüster-Joppen,
Leinen-Joppen,
Loden-Joppen,
Wasch-Anzüge,
Fantasie- und
Wasch-Westen.

Für Knaben:
Stoff-Schulanzüge,
Stoff-
Sonntagsanzüge,
Pyjacks und Paletots,
Pelerinen,
Wasch-Anzüge,
Wasch-Blusen,
Stoff-Höschchen,
Wasch-Höschchen,
Einsätze und
Ueberkrägen.

Jagd-, Sport- und Livrée-Bekleidung.
Anfertigung nach Mass in kürzester Zeit.

Reizende Neuheiten in
gehakelten und gestrickten

Kinder-

Jäckchen, Röckchen,
Kleidchen,
Häubchen, Strümpfe
und Schuhchen.

Günstige Auswahl zu billigsten Preisen.

L. Schwenck, 8054
Mühlgasse 11/13.

Cylinder-Steg-Decke System-Herbst

(schwamm-, schall- u. feuersicher)
Ausführung durch

Otto & Eschenbrenner
Luisenstraße 22. 722

Freiburger Geldlose

à 3,30 Mark noch zu haben bei

J. Stassen, 8164
Kirchgasse 51,
Wettling.

Geradehalter

für Kinder und Erwachsene,
schöne Haltung, breite Brust und kräftige Lungen
verleibend, bei Herren und Knaben die Hosenträger
ersetzend, leicht und angenehm zu tragen, in ver-
schiedenen Größen stets vorrätig.

Fachmännische Anfertigung als **Spezialität.**

P. A. Stoss,

Artikel zur Krankenpflege, 5308
Telephon 227. Tannusstraße 2.



Vollständiger Ausverkauf

wegen Geschäfts-Aufgabe.

Auf **Tapeten 35%** Rabatt, auf alle anderen Artikel
17 1/2 % Rabatt, nur gegen Barzahlung. 885

Fritz Nocker,

Tapeten, Linoleum, Wachstuch,
Kirchgasse 4, Ecke Luisenstraße.

Bahnholz.

Restaurant u. Café.

Schönster Ausflugsort am
Platze. 2210

Möblierte Zimmer und Pension
empfiehlt
W. Hammer, Besitzer

Telephon No. 432.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 108.

Donnerstag, den 10. Mai 1906.

21. Jahrgang.

«Frau Lore.»

Roman von J. Jöbst.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Es war im November und draußen fiel der erste Schnee. So still und leicht breitete er mit schweren großen Flocken das Bahrtuch aus über die schlafende Erde, als wollte er ihr tiefes Träumen nicht stören. Auch auf Lores unruhiges Herz legte sich dieses unaufhörliche Nieseln mit besänftigender Hand, sie blinzte schweigend hinaus auf das Wintermärchen, während Walter am Schreibtische die eingegangene Post durchlas. Jetzt stand er auf und trat zu der geliebten Frau, ihre Schulter zärtlich umschlingend.

„Lore, bald sind wir am Ziel, die Wirtschaftlerin, die damals bei dem Brand in Steinbrück anwesend war, ist gefunden; durch einen Zufall kam man auf ihre Spur; es ist jetzt auch erwiesen, daß sie bedeutendes Schweigegeheiß empfing.“

„Walter!“ rief Lore jubelnd und sprang auf. „Ach, Walter, das ist doch ein klarer Beweis für des Vaters Unschuld.“

„Wir wollen es hoffen, Kind, und Gott danken; daß er uns so gnädig beisteht. Ende des Monats hofft der Rechtsanwalt die Sache dem Staatsanwalt übergeben zu können. Nur noch eine kleine Weile Geduld, und die Unschuld des alten Mannes ist so klar wie Gottes Sonne.“

„Es wird auch Zeit, Walter, wenn der arme, alte Vater es noch erleben soll. Er wird so hinfällig in der letzten Zeit; gut, daß wir ihn in so treuen Händen wissen.“

„Ja, Siegfrieds sind vortreffliche, gewissenhafte Pfleger, und der ununterbrochene Frieden da draußen im weiten Wald wirkt ungemein wohltätig auf seinen Zustand.“

„Außer dem einen schweren Tobsuchtsanfall, der doch in seinen Folgen so segensreich wurde, ist noch keiner wiedergekehrt. Aber ich frage mich immer wieder, ob mein armer Vater es zu begreifen vermag, wenn dereinst das Rainszeichen von seiner Stirn genommen wird.“

„Wir wollen es hoffen, Lore, denn um ihn von diesem unwürdigen Fluch zu befreien, habe ich meine Kräfte geregt, und dann auch, um endlich mein liebes, kleines Weib von der Sorge zu befreien, daß es nicht nur eitel Glück und Sonnenschein in mein Haus brachte, sondern auch ein unheimliches Skelett.“

Ausschluchzend hing Lore an Walters Hals und schmiegte sich an seine Brust. In diesem Augenblick dachte sie, kein größeres Glück könnte ihr der Himmel beschenken, als wie sie es ihr eigen nannte.

Walters stürmischer Eintritt führte das Elternpaar wieder in die Gegenwart zurück.

„Hier ist ein Brief von Onkel Forstmeister, Vater. Fritz hat ihn gebracht, er wartet auf Antwort. Fritz sagt, der Schnee sei schon tief, bald könnten wir Schlitten fahren.“

„So, so, mein Junge, na, das wird eine Freude werden, wenn wir im Schlitten herumfahren. Mutti freut sich ganz besonders darauf und das Umschmeißen macht ihr den größten Spaß?“

„Das Umschmeißen?“ fragte Werner verwundert.

„Frag' sie nur, Werner, ich lese unterdessen den Brief.“

Und während sich Frau Lore lachend der eindringlichen Fragen ihres Anaben erwehrt, ging Walter hinaus, um dem Boten selbst Bescheid zu geben. Als er wieder herein kam, sagte er zu Lore: „Wieblich hat die große Treibjagd auf künftigen Montag festgesetzt. Wenn der Schnee liegen bleibt, kann sie gut werden. Es soll alles geschossen werden, was vorkommt. Das Rendezvous nach dem ersten Treiben ist nach alter Sitte die Walbschenke. Der Oberforstmeister wird auch anwesend sein, und Wieblich bittet mich, du wollest die stellvertretende Wirtin machen, da seine Frau für längere Zeit bettlägerig sei und Britta daher auch nicht abkommen könne.“

„Gern“, antwortete Lore, „es ist außerdem etwas ganz neues für mich.“

„Richtig, und du kannst manches hübsche Bild zu sehen bekommen. Ich denke, den Kleinen nimmst du auch mit, aber natürlich nur, wenn das Wetter schön ist.“

Werner hatte aufmerksam zugehört, und als er verstand, von was die Rede war, sprang er dem Vater jubelnd an den Hals und rief: „Ach, Vater, ich soll mit auf die Jagd gehen, dann erlaubst du mich doch, daß ich die Armbrust mitnehme, vielleicht treffe ich einen Hasen, Christian hat mir neue Pfeile gemacht, die ganz spitze sind.“

„Gewiß, mein Junge, die Armbrust nimm nur ruhig mit, und du darfst auch alles schießen, was dir in den Weg kommt.“

„Auch einen Hirsch?“

„Ja, Werner“, lachte der Vater.

„Und wenn er noch nicht ganz tot ist, so hilfst du mir, Vater.“

„Gern, mein Junge.“

„Und das Geweih kommt dann über mein Bett, so wie du alle in deinem Zimmer hast, Vater. Und wir schreiben darunter: Geschossen von Werner von Schulz am — am — —“ Der Kleine hielt aufgeregt inne.

Am 26. November 18... vollendete der Vater ganz ernst.

„Ja, Vater, so steht es auch unter den vielen, vielen Geweihen, die du in deinem Zimmer hast. Ins Auge muß ich zielen, sagt Christian, dann fällt der Hirsch um.“

„Natürlich, Werner, du mußt aber gut treffen, sonst wird es nichts.“

„Ich will mich noch tüchtig üben, Vater. Meine Hand ist noch nicht sicher, sagt Christian.“

Und Werner übte jeden Tag mit großem Eifer, er konnte es gar nicht erwarten, bis die Stunde der Abfahrt gekommen war.

Das herrlichste Frostwetter brach an und bei strahlendem Sonnenschein fuhr Frau Lore mit Werner durch die althergebrachte Bracht der Walbschenke zu. Die Glöckchen des Schlittengelähres tönten lustig durch den schweigenden Wald, der in Schnee eingehüllt war von den Wipfeln der hochragenden Bäume bis zur Erde, welche er überall gleichmäßig bedeckte. Er war nicht so tief, daß er dem Fuß des Jägers beschwerlich geworden wäre, doch zeigte er deutlich jede Fahrte. Ein großer Teil

des Forstes war eingelappt und der Schitten fuhr gerade durch den Teufel, der das erste Treiben gesehen hatte. Als Lore mit dem aufgeregten Knaben vor der Waldschenke ankam, lag das geschossene Wild schon zur Strecke, und Wieblich nahm den Kleinen bei der Hand, um ihm die Jagdbeute zu zeigen. Es waren noch nicht alle Schützen angelangt, des Barons Wagen fehlte noch, und mit ihm der alte Herr selber und Walter. So zog es Lore vor, einen Augenblick zu ihrem Vater hinauf zu eilen, bis ihr Mann eintreffen würde.

Sie hatte des lodernnden Feuers nicht geacht, das in der Nähe des Hauses unter einem großen Kessel lustig brannte — ein Jägerbursche warf den Flammen gerade wieder neue Nahrung zu —, sondern stieg rasch die Treppe empor und trat bei dem Vater ein, der bleich und matt in seinem Sessel ruhte. Es war behaglich warm in der Stube, aber dennoch umhüllte eine weiche Decke die abgemagerten Glieder des Kranken, der ihr lächelnd entgegen sah. Er kannte sie jetzt gut, seine Lore, und wußte, daß es seine Tochter war. Es hatte den Anschein, daß mit der Auflösung des Körpers sich der Geist von Tag zu Tag mehr kläre, aber wer Herrn v. Nordmann sah, mußte Lore in ihrer Angst recht geben, daß er vielleicht die Wiederherstellung seiner Ehre nicht mehr erleben werde.

„Wie geht es dir, Vater?“ fragte Lore und streichelte zärtlich über die eingefallenen Wangen.

„Gut, liebes Kind, sehr gut. Und es ist so hübsch da draußen mit dem vielen Schnee. Jeden Tag füttere ich die Vögel, sie kommen dicht bis an mein Fenster, und später sollen auch Mehe und Hirsche kommen, die will Siegfried füttern.“

Lore blickte durch das Fenster, wie sie so neben dem Kranken stand, dessen Mehe sich, wie schon so oft, in freundliches Gemurmel zu verlieren schien. Da drunten waren wohl jetzt schon alle versammelt, sie sah auch die hohe Gestalt des alten Barons darunter, und neben ihm der große Herr schien der Oberforstmeister zu sein. Es wurde Zeit, daß sie herunterging. Da war auch Walter! ie sah er finstler aus, und jetzt meinte sie zu bemerken, daß er drohend nach einer bestimmten Richtung schaute, in der ein ganzer Kreis Herren lachend und gestikulierend beisammen stand.

Einer löste sich aus der Gruppe, Rittergutsbesitzer Schäfer trat auf das Feuer zu. Er schien Späße zu machen, denn viele blickten ihm lachend nach, ihm, der sich in Lores Augen zu einem drohenden Gespenst wandelte; so prallte sie vom Fenster zurück, um aber dann dennoch mit haßfunkelnden Blicken den zu verfolgen, auf welchem ihres Vaters blickendes Auge in düsterm Drohen ruhte.

„Wie kommt denn der Schäfer zu den Geladenen?“ fragte sich die junge Frau. „Ach, wohl des vornehmen Schwiegersohnes wegen. Die Verlobung ist ja seit kurzem veröffentlicht.“

In ihren Gedanken verloren, bemerkte es Lore nicht, daß der Irre sich mühsam hinter ihr erhob, denn das Leben und Treiben da unten schallte fröhlich zu seinem Ohr — seine Neugierde wurde wach. Freundlich lächelnd blickte sein fahles Antlitz auf das bunte Bild, — immer näher zog es ihn zum Fenster, immer näher. Jetzt fiel sein Blick auf das knisternde, lodernde Feuer, welches seine glühenden Lichter zu hochragenden Pfeilern emporwarf, daß deren Stämme sich in leuchtendem Rot malten.

Der Jägerbursche warf wieder einen ganzen Arm voll Reisig auf, daß qualmender Rauch aufwirbelte, ehe sich die Flammen von neuem den Weg bahnten, um mit gierigen Zungen überall emporzuschlagen.

Schäfer fuhr mit einem lauten Fluch zurück, als ihn so plötzlich Rauch und Flammen auf den Leib rückten. Er hörte nicht, daß dort drinnend in dem Hause eine tobende Stimme laut wurde, ein gellendes Geschrei, das näher und näher zu kommen schien.

„Den Kopf, Lore, den Kopf! Ich sehe seinen Kopf. Das ist ja Inspektor Schäfer — Schäfer — natürlich Schäfer.“

Die Haustür flog krachend auf, und wie ein graufiges Gespenst flog es heraus, während Lore schredgebannt oben am Fenster stand, die Hände ringend in hilfloser Ohnmacht. Wer hätte dem hilflosen Mann solche Kraft zugetraut!

„Der Kopf, der Kopf!“ brüllte der Wahnsinnige, „was habe ich ihn.“

Er sprang ihn an, den Todfeind, der mit verzerrtem Gesicht, die Arme in wahnwitzigem Grauen vorgeworfen, ihm mitten im Wege stand. Im nächsten Augenblick lag Schäfer auf dem Rücken und Nordmann triete auf ihm, seine Hände in den biden, wulstigen Hals schlagend, ihn zu erwürgen, dabei unaufhörlich kreischend: „Hast du das Geld genommen, das Geld genommen? Hast du das Haus angezündet? — Sagst du jetzt, daß du der Dieb gewesen bist, der Brandstifter, oder ich töte dich, — ich töte dich.“

Mädelnd lag das Opfer auf der Erde und vergeblich bemühten sich Wieblich und Walter, die Hände des Verrückten zu lösen, da rief der Affessor mit heklender Stimme: „Gestehen Sie, Schäfer, Ihre Schuld, oder Ihre Augenblicke sind gezählt.“

Mühsam nickend bewegte sich der Kopf Schäfers mehrere Male. Der Irre sah es mit wilder Freude, sein schwerer Griff loderte sich, und als nun Lore neben ihn trat, zärtlich den Arm um ihn schlingend, stand er willig auf, fragend: „Hast du es gesehen, Lore? Er hat es getan.“

„Ja, Vater!“ rief der Affessor von neuem mit lauter Stimme — das, was er sagte, war mehr an die Zeugen dieser graufigen Szene gerichtet, als an den, der sie herbeigeführt hatte —, „ich habe es schon lange gewußt und in den nächsten Tagen sollte deine Sache der Staatsanwaltschaft von neuem übergeben werden, denn wir sammelten in der Stille untrügliche Beweise für die Schuld dieses Mannes, welcher nicht nur deinen Besitz einäscherte, sondern auch dein Geld nahm.“

„Mein Geld nahm“, wiederholte Nordmann mechanisch, seine hohlen Augen ruhten schier andächtig auf dem Sprecher, während er sich auf sein Kind stützte.

„In deinem Namen“, fuhr der Affessor fort, „frage ich ihn nochmals: „Sind Sie Ihrer Schuld geständig?“

In atemloser Spannung umstanden in geschlossenem Kreise die Anwesenden den unseligen Mann, der sich mühsam aufgerichtet hatte und taumelnd an einer Kiefer lehnte, aischsel mit halbgebrochenen Augen, indessen die Brust mühsam den Atem einholte. Es wagte keiner, die Stille zu unterbrechen, etwas von dem Geist eines Gottesgerichtes schwebte über der Versammlung, und selbst der junge Amtsrichter, der sich erst seit kurzem in der Gegend befand, getraute sich nicht zu tun, was seines Amtes war.

Von einem zum andern irrte das Auge des Angeklagten wie dasjenige eines gekehrten Wildes, doch nur ernstes Drohen oder unfähliche Verachtung bligten ihm aus den Augen der ihn umringenden Männer entgegen. Er sah, Erbarmen war nicht zu erwarten, seine Rolle im Leben ging zu Ende — das Spiel war aus.

Ein wilder Hohn packte ihn, und er rief laut: „Ja, ich tat es, ich nahm das Geld und steckte das Haus an, damit der Diebstahl unbemerkt bliebe. Und als alles hübsch am Brennen war, kam der Hansherr gerade zu, weil er sein Geld in dem alten Schreibstisch nicht sicher glaubte. Daß es nicht an der alten Stelle lag, brachte ihn wohl schon damals um den Verstand, und die Wirtschaftlerin, die uns beide inmitten der Flammen fand, behauptete später, Nordmann sei allein bei dem Feuer gewesen, mein Geld war ihr lieber als die Wahrheit. So, das ist wohl alles, was Sie zu wissen brauchen.“

Trotzig blickte das Auge Schäfers noch einmal im Kreise umher, dann zog er den Hirschfänger und stieß ihn tief in das Herz. Er hatte gut gezielt, denn während Lore den lachenden, murmelnden Vater mit zärtlichen Worten in das Haus geleitete, tat die Brust des Mannes, den sie so tief gekaft hatte, ihre letzten Atemzüge.

Wie rasch war das Ziel erreicht, ganz anders als sie gedacht hatte! Die Hand Gottes hatte ihr Werkzeug gefunden und alles gnädig hinausgeführt.

Man brachte die Leiche Schäfers in den leeren Raum im Stallgebäude, und der Amtsrichter, der seine Tätigkeit nun mit voller Energie entfaltete, begann in der Wohnstube der Waldschenke das Verhör. An die Jagd dachte niemand mehr. Walter trat als letzter ins Zimmer, Wieblich hatte ihn holen mit en. Die Angst um seinen Knaben hielt ihn fern. Was hatte dieser von dem graufigen Vorfall gesehen? Doch erfuhr er zu seiner Beruhigung, daß Christian sich sofort des Kindes angenommen und ihn fortgelockt habe, weit in den Wald hinein, damit sein junges Ohr nichts von dem Furchtbaren höre. So trat er jetzt ruhig zu den versammelten Herren, nicht ahnend, welche weiteren Aufregungen er entging. Der Baron rief ihn neben sich und fragte flüsternd nach Werner. Er gab noch rasch Auskunft, als die Stimme des Amtsrichters erklang, der ihn als Hauptzeugen aufrief: „Ihr Name?“

Ein Stutzen, ein Besinnen, dann richtete Walter den ernstesten Blick bittend auf das Gesicht des alten Barons, während er dessen Hand herzhast drückte: „Ich heiße Baron Udo Walter von Schulz.“

„Ich bin sein einziger Nefle.“

„So sind Sie ein Verwandter des Herrn von Schulz?“ fragte der Amtsrichter weiter.

Ein unartikulierter Schrei entfuhr jetzt der Brust des alten Herrn, der wie entgeistert auf Walter starrte. Die mächtigen Glieder durchlief ein Zittern, und hätten die kräftigen Arme des Affessors nicht zugegriffen, so würden die Knie des glücklichen Mann nicht mehr getragen haben, der ausschlagend am

Halbe des Kessens hing, den sein Herz schon lange liebte und der von nun an sein Sohn und Erbe sein sollte.

Bewundert hob der etwas kurzschichtige Amtsrichter seine Brille zurecht. Es ging heute alles so unvorschriftsmäßig wie möglich her, und wie sollte er sich in dem aufgeregten Durcheinander die nötige Autorität verschaffen? So atmete er denn befriedigt auf, als Forstmeister v. Wieblich, der den beiden Glücklichen immer und immer wieder die Hände geschüttelt hatte, in dessen hellen Freudentränen ihm in den schneeweißen Bart rollten, mit seiner hellen Stimme rief: „Meine verehrten Herren, ich glaube, daß Onkel und Nefse sich noch sehr viel zu sagen haben, und so möchte ich Sie auffordern, in deren Namen den Herrn Amtsrichter zu bitten, das Verhör dieser beiden um ein wenig hinauszuschieben, wir aber gehen wohl derweil in die Wirtsstube hinüber.“

Sie sollten nicht lange allein bleiben, die Glücklichen, denn die Tür öffnete sich kurz nachher noch einmal und auf der Schwelle stand Frau Lore mit dem Knaben. Wieblich hatte sie mit flüchtigen Worten aufgeklärt und sandte sie nun zu den beiden, die nicht genug Worte finden konnten, um zu erzählen, zu entschuldigen und zu verzeihen.

Als nun die junge Frau in lieblicher Verwirrung auf sie zutrat, an der Hand den holden Knaben, und die Sprache ihr versagte nach all dem Schrecklichen und Wonnevollen, was über ihr junges Leben hereinbrach, da löste sich Werner von ihr los und flog dem alten Herrn um den Hals, voller Aufregung fragend: „Ist das wahr, Baron, der Onkel Forstmeister sagt, Vater und Mutter wären jetzt deine Kinder, und du wärest mein lieber Großvater?“

Der alte Herr nickte, er konnte vor Rührung nicht sprechen, da fuhr der Kleine mit strahlendem Lächeln fort: „Siehst du Baron, nun brauchst du nie mehr zu weinen und deine Baronin auch nicht, nun habst ihr wieder einen kleinen Jungen, und ich weiß es ganz genau, du kannst es mich glauben, den hat euch der liebe Gott geschickt.“

— Ende. —

Denkspruch.

Der flüchtige Voratz ist nicht einzuholen,
Wo nicht die Cat mit ihm zusammen aufbricht.
Des Herzens erste Regung sei hinfort
Zugleich die erste Regung meiner Hand.
Gedacht, getan!

Shakespeare.



Der Instinkt des Herzens.

Von Bois-Pléffis.

(Nachdruck verboten.)

I.

Am jenem Oktobermorgen erwachte Fräulein Laure Marussac mit der unklaren Empfindung, daß sie ein großes Glück an diesem Tage erwartete; sie rieb sich die Augen, suchte in ihrem noch schlaftrunkenen Gedächtnis, erinnerte sich, um dann mit freudigem Lächeln auszurufen:

„Galt, ich hab's, heut' kommt Herr Frédéric Desfalles vom Dienst zurück.“

Die Aussicht dieser bevorstehenden Rückkehr versetzte sie in so heitere Stimmung, daß sie ihre Toilette mit noch größerem Raffinement als gewöhnlich vornahm, was nicht wenig sagen wollte, denn Fräulein Laure galt in Nivolas-d'Armagnac gewissermaßen als die Erfinderin der Mode.

Nachdem sie dem dichten, braunen Haar, das ihr die Stirn bedeckte und, wenn sie es auflöste, ihr bis zu den Füßen hinunterfiel, einen eifrigen Kampf geliefert, legte sie ein kokettes, reichlich mit Bändern besetztes Kleid an, pflanzte sich vor ihren Spiegel und betrachtete ihr liebliches Gesichtchen und ihre schlanke Taille.

„Ich glaube, er wird mich hübsch finden,“ erklärte sie mit augenscheinlicher Genugtuung. In diesem Augenblicke klopfte es.

„Wer ist da?“ fragte Laure ungeduldig.

„Ich, Cécile,“ erwiderte eine sanfte Stimme.

„Komm' doch herein!“

Die Tür öffnete sich vor einem jungen Mädchen, ungefähr in demselben Alter wie Laure Marussac. Kleiner als diese, aber feiner und schlanker, besaß sie auch mehr wirkliche Eleganz und eine rein persönliche Anmut, die der andern nicht eigen war. Bei ihr schuf

die Natur mühelos, was Laure erst nach langem Suchen erzielte. So wie sie sich in ihrem einfachen Tuchkleide mit dem aschblonden Haar, dessen ungezwungene Färbur eine breite Stirn enthielt, zeigte, war sie hundertmal hübscher und vor allen Dingen verführerischer als Laure, obwohl die letztere davon keine Ahnung hatte.

Es bestand zwischen ihnen der ungeheure moralische Unterschied, der die Kunst von der Wahrheit trennt.

Jedenfalls auf Grund des Gesetzes der Kontraste waren diese beiden so unähnlichen jungen Mädchen Freundinnen, oder vielmehr die lange Gewohnheit des Nebeneinanderlebens in ihrer kleinen Stadt, wo die Beziehungen nothgedrungen beschränkt waren, hatte sie einander unentbehrlich gemacht. Augenblicklich verkörperte Laure in ihrer Phantasie das romantische Element und Cécile den ruhigen Verstand.

Uebrigens waren sie durch ihre eigenthümliche Lage für diese Rollen wie geschaffen.

Die einzige Tochter des Apothekers Marussac, der für geizig galt, stand Laure in dem Rufe, die reichste Erbin der Stadt zu sein, und in dieser Eigenschaft erschien es durchaus logisch, daß sie sich das Vergnügen der Unabhängigkeit und Launenhaftigkeit leistete, — luxuriöse Dinge, die der gesunde Menschenverstand Cécile Martel, der unbegüterten Waise eines Offiziers, verbot.

Bogischerweise war Cécile auch die Vertraute Laure's. Zurückhaltend, während ihre Freundin übertrieben mittheilend war, ihres Wertes und ihrer Schönheit sich unbewußt, während Fräulein Marussac durchaus nicht durch Bescheidenheit sündigte, fügte sich das reizende Mädchen wunderbar in die Rolle, zu der sie verurtheilt war, und die sie ganz natürlich fand. Ebenso natürlich war es, daß Laure stets Seidenkleider trug, während Cécile sich mit Leinen- oder Tuchgewändern begnügen mußte.

Das Erscheinen einer so treuen Freundin konnte Laure in dem Entwurfe ihres kleinen Romans nicht unterbrechen; kaum hatte Cécile die Tür geschlossen, da rief sie:

„Nate mal, woran ich denke?“

Cécile lächelte.

„Wahrscheinlich willst du irgend eine schwierige Eröberung machen.“

Verlezt widersprach die andere:

„Schwierig, wieso denn?“

„Nun,“ entgegnete Cécile, noch immer lächelnd, „wenn man sich so in Unkosten stürzt; wem zu Ehren hast du denn diese prächtige Toilette angelegt?“

Laure warf einen triumphierenden Blick in den Spiegel:

„Ich wiederhole dir, rate.“

„Ach nein,“ versetzte Cécile, indem sie sich bequem auf eine Chaiselongue setzte, „erstens kann ich überhaupt nicht raten, und dann wüßte ich keinen würdigen Sterblichen in unserer armseligen Stadt, der es verdiente, so begünstigt zu werden.“

„Dann werde ich dir helfen, überlege einmal, welches Ereignis findet noch heute in Nivolas-d'Armagnac statt?“

„Hier, ein Ereignis?“

„Aber, meine Beste, kommt denn nicht noch heute Frédéric Desfalles vom Regiment zurück?“

Cécile machte eine gleichgültige Bewegung.

„Nein, das wußte ich nicht ... und dann erschein mir das Ereignis auch wirklich nicht so bedeutend.“

„Sprich du gefälligst für dich,“ versetzte Laure entrüstet, „aber ich soll doch Frédéric heiraten.“

„Du sollst heiraten?“ unterbrach Cécile überrascht, „das ist etwas Neues; so viel ich weiß, seid ihr noch gar nicht verlobt.“

„Wir werden es bald sein,“ versicherte Laure zuversichtlich.

Sie gehörte jener Kategorie von Personen an, die ihre Wünsche für Wirklichkeit hält. Cécile wußte das, und in dem mitleidigen Wunsche, einer Enttäuschung zuvorzukommen, erklärte sie schlichtern:

„Wie kannst du dessen so gewiß sein? ... Denn schließlich hat man doch Herrn Frédéric lange Zeit nicht gesehen ... Du weißt überhaupt nicht, ob er noch frei ist. Er war in einer großen Stadt in Garnison, da mag er wohl mit vielen eleganten, verführerischen Frauen in Verührung gekommen sein ...“

„Nicht eleganter als ich,“ protestierte Laure mit

etnem neuen Witz in den Spiegel. Sie wurde daher, ihr Fuß klopfte nervös auf die Erde, und als Cécile das sah, berückte sie sich, hinzuzufügen:

„Wenn er frei ist, was man ja vermuten darf, wirst du ihm gewiß gefallen.“

„Nicht wahr?“ sagte Laure etwas beruhigt, „ich sehe kein Hindernis, abgesehen von dem von dir genannten. Unsere Familien nehmen dieselbe Stellung ein, und auch unsere Vermögen sind gleich... Aber,“ schloß sie, indem sie die Hand wie zu einem Schwure ausstreckte, „merke dir das eine: wenn mich irgend ein Hindernis von Frédéric trennt, so werde ich daran sterben, denn ich liebe ihn und habe ihn stets geliebt.“

II.

Laure sprach die Wahrheit; sie liebte Frédéric Desalles, ... in dem Sinne, wie sie ihn eben zu lieben glaubte. Sie gehörte zu jener Zahl junger Mädchen, die seit ihrer Kindheit eben an den Prinzen Tausend schön glaubt; für sie hatte der unklare, aus dem Feenmärchen entstandene Traum frühzeitig in der Person Frédéric's, des einzigen Sohnes des Notars von Nivolas-d'Armagnac, Gestalt angenommen, und dieses unbewußte Gefühl hatte sich mit der Zeit entwickelt.

Frédéric Desalles hatte nur wenig in seiner Vaterstadt gelebt. Im Gymnasium zu Bordeaux erzogen, erschien er nur zu den Ferien, studierte dann in Paris, wurde zum Militärdienst nach der Disgrenze geschickt, wo man nur selten Urlaub bekam, und kehrte mit einem Nimbus zurück, dem nicht allein Laure Marussac erlag. Sie hatte nämlich nicht allzu stark übertrieben, als sie Frédéric's Rückkehr als ein Ereignis bezeichnete. Für die mühsige Neugier dieser kleinen Stadt nahm diese Rückkehr die Proportionen eines lokalen Geschehnisses an. Zu der Stunde, da der Zug einlaufen mußte, schlossen sich die intimen Freunde der Familie den Eltern an, die ihr Kind umarmen wollten, und diesen Freunden folgten neue Freunde, so daß sich die halbe Bevölkerung auf dem Eisenbahnperron versammelt hatte.

Laure Marussac stand triumphierend in der ersten Reihe und reichte Madame Desalles, einer ebenso klugen wie liebenswürdigen Frau den Arm, die wohl wußte, daß die größte Mitgift von Nivolas ihrem Sohn zufallen sollte, der wiederum die beste Partie repräsentierte.

Ein scharfes Pfeifen ertönte, eine Rauchwolke segte über das Gleis, und Frédéric Desalles stieg aus, bejubelt wie ein junger Herrscher, der wieder in seine Staaten zurückkehrte.

Frédéric Desalles war ein sonnenverbrannter, großer Mensch, mit intelligenten, braunen Augen, der trotz der sichtbaren Anstrengung der langen Reise unter der Uniform äußerst schneidig aussah. Mit vollendeter Liebenswürdigkeit antwortete er auf die Begrüßungen, deren Gegenstand er war — doch zur lebhaften Ueberraschung Laures huschte sein Blick ohne scheinbare Aufmerksamkeit über die komplizierte Toilette Laures, die sie ihm zu Ehren angelegt, um sich mit wohlgefälliger Miene auf das bescheidene Reitkleid Cécile's zu heften, die diese Bevorzugung übrigens gar nicht bemerkte.

An diesem Tage schmolzte Fräulein Marussac zum ersten Male mit ihrer Freundin. Stets naiv, vermutete diese, daß so eine junge Liebe den Charakter verändert, und ermahnte sich selbst zu einer grenzenlosen Nachsicht.

Doch sie bedurfte dieser gar nicht, denn schon am nächsten Tage gingen die Dinge wieder ihren gewöhnlichen Gang.

„Mein liebes Kind,“ sagte der Notar zu seinem Sohn, „du hast dich gestern in der Richtung geirrt.“

„Wieso?“ fragte der junge Mann erstaunt.

„Nun, du hast dieser kleinen Cécile Marviel eine schmeicheilhafte Aufmerksamkeit geschenkt...“

„Nun, und?“

„Nun, sie ist allerliebste, das leugne ich nicht, aber sie hat keinen Pfennig, während Laure Marussac eine reiche Erbin ist, der du gefällst... Deinetwegen hat sie sich gestern so wunderbar gepuht... richte also in Zukunft deine Guldigungen an die richtige Stelle.“

Frédéric hätte diese heilsame Warnung vielleicht vergessen, wäre Cécile Toiletter und Laure weniger zäh gewesen; doch während diese in Aufmerksamkeiten und Toiletten lernt, Ziel zu finden wußte, trat die andere zurück und entfernte sich mehr als je.

Eigentlich hatte sie nicht das geringste Verdienst dabei, denn als schöner, eleganter, junger Mann, der von der ganzen Stadt verhätschelt wurde, und noch oben-

drein reich war, existierte Frédéric nicht für sie, es bestand zwischen beiden eine zu große Kluft.

Man darf von der menschlichen Natur nicht mehr verlangen, als sie zu leisten vermag. Zwischen zwei Frauen, von denen die eine auf seine Eroberung einen riesenhaften Wert legt, während die andere seine Existenz kaum zu bemerken scheint, zögert ein junger Mann, so wenig eitel er auch sein mag, nicht lange. Von den Liebenswürdigkeiten Laures überrascht, redete sich der Sohn des Notars ein, er wäre verliebt, und bald versicherte die Chronik von Nivolas-d'Armagnac, daß seine Heirat mit der Erbin des Apothekers nur noch eine Frage der Zeit wäre.

(Schluß folgt.)



Mit dem Hut in der Hand? Ein New Yorker Blatt warf jüngst die Frage auf, ob das Grüßen nach europäischer Art mit Hutabnehmen und Verbeugen dem amerikanischen Gruße vorzuziehen sei. Ein gewaltiger Protest gegen diesen Gedanken wurde aus dem Leserkreise laut, denn, so hieß es, die landesübliche Begrüßung sei einfacher als die europäische und passe deswegen auch besser für ein demokratisches Land, weil man aus dem amerikanischen Gruße zwischen Männern nie herauslesen könne, wer von ihnen Anspruch mache, höher als sein Mitbürger zu stehen. Männer nehmen hier zu Lande nämlich vor einander den Hut nicht ab. Sie nicken vielmehr einander zu und machen, wenn ein besonders freundschaftlicher Gruß beabsichtigt ist, eine halbkreisförmige Bewegung mit dem Arm, welche Bewegung mit einem „Hello“ begleitet wird. Vor einer Dame wird der Hut stets abgenommen, aber erst, nachdem die Dame gegrüßt hatte. Die Theorie ist die, daß man der Dame so das Recht läßt, zu bestimmen, ob sie den Herrn kennen will oder nicht; denn wenn sie ihn nicht grüßt, hat er kein Recht, den Hut abzunehmen. Diese Grußsitte hat schon manchem Jüngling heftiges Weh bereitet. Hatte z. B. den in die Ferien reisenden armen Clerik in dem mäuerarmen Sommerhotel die junge Dame ausgezeichnet, weil sie sich einen Tänzer für den abendlichen „Hop“ sichern wollte, und er trifft sie nun in der Stadt an einem öffentlichen Plage, so gibt sie ihm niemals gesehen hat. Der Hut wird auch von beiden Herren abgenommen, wenn man eine bekannte Dame mit einem bekannten Herrn oder eine unbekannte Dame mit einem bekannten Herrn trifft. Ferner noch vor dem Präsidenten und dem Gouverneur und allenfalls noch vor dem Mayor, sonst aber in streng amerikanischen Kreisen nie. Wenn der Eingewanderte findet, daß er bei einem Zusammentreffen mit einem Bekannten nicht mehr den unwillkürlichen Ruck mit der Hand zur Hutmrempen macht, dann kann er sicher sein, daß er das Stadium des „Grünhorns“ überwunden hat.

Humor.

I we d'lo s. „Tante,“ sagte der kleine Hans, „sieh mal, ob du auf diesem Bezierbild den Mann finden kannst!“

Tante (seufzend): „Das hat keinen Zweck, liebes Hanschen. Ich bemühe mich schon seit fünfundsiebenzig Jahren vergeblich einen Mann zu finden.“

Seine Nache. „Sie haben ja schrecklich viel Zeit gebraucht, um dem Herrn den Zahn zu ziehen,“ bemerkte der Assistent des Zahnarztes.

„Allerdings,“ antwortete der Zahnarzt mit einem grim-migen Lächeln. „Der Bursche hat die junge Dame geheiratet, die ich liebte.“

Der Humorist



Freibellage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».



Nr. 19.

Donnerstag, den 10. Mai 1906.

21. Jahrgang

Nachdruck verboten.

«Der kleine Racker».

Ein Geschehnis von Jugend und Glück von Max Boettcher.

Es war an einem sonnigen Sommermorgen, als drei Freundinnen, wegen ihrer Unzertrennlichkeit im Kreise ihrer Bekannten „das Kleeblatt“ genannt, in gemächlichem Tempo die Chaussee hinunterrabelten.

Der Tag war so recht wie für eine Radtour geschaffen; die Sonne lachte mit goldenen Strahlen in das Rheintal und erhöhte noch mit ihrem Glanz das an sich schon so herrliche Bild, welches sich unserem Kleeblatt in Herz und Gemüt erweiternder Schönheit vor den Augen entrollte. Unten der glühende Strom, belebt mit zu Berg und zu Tal fahrenden Schiffen aller Art, und drüben am jenseitigen Ufer bewaldete Hänge in sattem Grün.

Soeben haben unsere Radelfreundinnen eine Kurve der Chaussee überwunden und nun geht's in flottem Tempo bergab.

Voran Gustel, „der kleine Racker“, sie mußte immer vorweg sein; hinter ihr folgend nebeneinander Liesel und Janna. Alle drei in lustigen, leichten Radelkostümen, Janna und Liesel mit Strohhüten auf den vom Lustzug ein wenig gezäuselten Haaren. Gustel aber auf den blonden Locken ein duftiges Baby-Hütchen, nicht gerade praktisch zum Radeln, aber es stand ihr reizend, und das wußte sie. Da mußte denn die kleine Unbequemlichkeit, daß sich der Wind immer wieder und wieder unter dem weit vorstehenden weißen Sonnenbach verfang, der lieben Eitelkeit standhalten. Sie war eben „ein kleiner Racker“, die junge Besitzerin des duftigen Schneegebildes.

Unten löst sich soeben ein Dampfer, dicht besetzt mit fröhlichen, sommerlich gekleideten Menschen vom Ufer. Gustel nimmt ihr Rädchen zur Hand und unter jubelnden Rufen winkt sie hinab zum Dampfer, ihr Rad frei den Berg hinabrollen lassend.

Das Winken wird erwidert, ein Zeichen gegenseitigen Verstehens in Lust und Freude, wie man es wohl nirgends so wiederfindet, wie am sonnigen, sonnigen Rhein.

Lange schon ist der Dampfer den Blicken entschwunden, und am Ufergrande wird eine kurze Rast gemacht.

„Ach“ — seufzte Janna so recht tief und wohligh, ihr fehlten eben die Worte, um all ihr Wohlbefinden zu äußern. Liesel läßt träumend ihre Blicke auf dem herrlichen Landschaftsbild ruhen, als sie von der neben ihr im Grase liegenden Gustel einen freundschaftlichen Knuff mit dem Ellbogen bekommt.

„Du, wir müßten heute so einen richtigen Uff loslassen, ich bin heute gerade in Stimmung dazu.“ Janna und Liesel sahen sich verständnisinnig an. Als ob die nicht immer dazu in Stimmung wäre, „der kleine Racker“. Sie waren aber einverstanden, und nun ging das achtzehnjährige Kleeblatt ans Radeln, was zu machen wäre.

Da war denn aber doch ihre wohlherzogene, schüchterne Mädchenhaftigkeit etwas hinderlich; es wollte sich nichts Rechtes finden. Ich glaube, junge Studiosen wären darum nicht lange in Verlegenheit geblieben.

Die Beratung blieb auch wirklich fruchtlos und wurde damit beendet, daß Gustel sagte: Laßt uns nur erst in W. sein, es wird sich schon was finden.

Und es fand sich etwas, sogar sehr Schönes und Interessantes.

Das Kleeblatt saß in W. in einer lustigen, schattigen Laubenhalle, unmittelbar am Wasser. Man stärkte sich mit angeregtem Appetit an Butterbrot und trank bescheiden sein

Selterwässerchen dazu. Bei dieser gewichtigen Arbeit war man ziemlich schweigsam. Als sich aber Gustels niedliches Mäulchen zu einem schelmischen Lächeln verzog, da wußten die beiden anderen, was die Glode geschlagen hatte, und beiden entfuhr ein gebedhtes, fragendes: „Na? —“ Gustel aber knabberte ungestört ihr Butterbrot weiter und zeigte nur wortlos mit ihren rosigen Fingern nach einem seitlich etwas zurückstehenden Tisch, neben dem ein Stuhl stand und auf diesem Stuhl leicht hingeworfen ein Rucksack, angelehnt ein derber Wanderstock und an die Lehne angehängt ein Photographen-Apparat.

Janna und Liesel ging ein Dämmern auf. O, sie waren ja auch nicht so.

Und nun war Gustel mit ihrem Brot fertig, gleichzeitig aber auch mit ihrem Plan.

„Janna“, fragte sie, „Du kannst doch knipsen?“

Und ob die knipsen konnte, sie war ja selbst Besitzerin eines solchen Instrumentes. Und nun wurde zur Tat geschritten. Zunächst ein erkundender Blick in die Runde, aber es war keine Gefahr im Verzuge.

Schon hatte Janna den Kasten seiner Hülle entleibt und ihn auf dem Tisch zurecht gestellt, während Liesel und Gustel eine niedliche Gruppe bildeten. O ja, eine recht niedliche sogar. Gustel hatte beide Ellbogen auf eine Stuhllehne gestützt, steckte ihr rotes Zungenspißchen ein ganz klein wenig aus den weißen Perlgähnen hervor und machte mit der rechten Hand eine lange Nase.

Es war wohl wert, dieses jugendfrische Mädelssprachen mit dem übermütigen schelmischen Lachen auf einer Platte festzuhalten. Aber auch Liesel war nicht untätig; sie assistierte ihrer Freundin mit einem ebenso lachenden Gesichtchen, aus dem die blauen Augen ordentlich vor Jugendlust hervorblickten. „Knips“ machte der Apparat. „Danke“ sagte Janna, die schleunigst wieder alles in die vorherige Ordnung brachte, während Liesel und Gustel schon wieder sitzsam an ihrem Tische Platz genommen hatten. Zu dem Ganzen hatte man höchstens eine Minute verandt, das war aber auch die höchste Zeit, denn gerade hatte Janna wieder ihren Platz eingenommen, als man hinter den Büschen auf dem Riez sich Schritte nähern hörte.

Das Kleeblatt hatte verstohlen die Augen nach der Richtung gewandt, und richtig, „er“ kam. Im eleganten Touristenanzug, schön, groß, brünett, ging er mit männlich elastischen Schritten auf seine Dabseligkeiten zu und machte sich marschbereit zum Weiterwandern. Nun mußte er den Kleeblatt-Tisch passieren, atemlos lauschten die drei Sünderinnen auf; da kam er vorüber, lästete leicht den schönen Kopf neigend, höflich den Hut und verschwand hinter der nächsten Ede. Spannenden Blickes hatten die Mädels jede seiner Bewegung verfolgt, als er nun aber gar grüßte, hatte sich Gustel nicht enthalten können, unter dem Tische Janna mit dem Fuß anzutippen, so daß die Ärmste die größte Mühe hatte, sich in Gewalt zu halten, um nicht laut loszukichern. Nun war er fort, da gab es kein Halten mehr, alle drei brachen in lautes Lachen aus. „So“, sagte Janna, „der Coup wäre geglückt, na, ich möchte bloß das Gesicht sehen, das der in seiner Dunkelkammer bei der Entdeckung macht.“

„Was mag er wohl sein?“ fragte Liesel interessiert. „Er sah aus wie ein Regierungsassessor“, antwortete Janna.

„Nein, dazu war er zu braun“, entschied Gustel, „er ist gewiß Offizier.“

Liesel hatte inzwischen auf die Uhr gesehen und einen kleinen Schreckensschrei ausgestoßen, man hatte doch etwas lange geträbelt.

Bildhauer wurde und mit Erfolg schaffte, war er dem Apotheker-
hause und seinem Freundeskreise vollends verloren. Er führte
nun als genialer Künstler, da ein kleines Vermögen, das er
bald nach dem Tode des Vaters erbte, ihm das gestattete, eine
Art Reiselieben. Er hielt sich bald hier, bald dort auf und ent-
fremdete sich dadurch der Heimat und den Verwandten vollends.
In Luzern lernte er ein schönes Mädchen kennen, und wie einst
sein Vater, setzte er die Heirat mit ihr durch. Die Ehe fiel
jedoch sehr unglücklich aus und vernichtete sein Leben. Alle
Liebe seines warmen Herzens schenkte er seinem einzigen Kinde;
es war eine Tochter und hieß Irene. Als die Kleine anfang,
selbständig zu denken und zu beobachten, fragte sie nach ihrer
Mutter. Man sagte ihr, sie sei gestorben. Aber nur äußerlich
beruhigte sie sich damit, ihr kleines Herz litt an einer heim-
lichen unbewußten Sehnsucht. Sie führte an der Seite ihres
Vaters ein herrliches freies Leben und hatte mit 16 Jahren so
viel von der Welt gesehen, wie andere überhaupt nie sehen.
Zunehmende Kränklichkeit legte indessen nach und nach Mangel
Schaffenskraft lahm. Man mußte sich einrichten, und dies ver-
anlaßte ihn, häufiger in ländlicher Stille zu leben, und so in
seinem kleinen, von landschaftlichen Reizen umgebenen Flecken
war er nun vor kurzem gestorben.

Vor ein par Tagen hatten die Geschwister in Marktweide
die Anzeige seines Todes erhalten, zugleich mit dem Bemerkung,
daß eine minorrenne Tochter zurückgeblieben sei. Apotheker
Größe erschrak, als er diese Nachricht bekam; denn vor Jahren
hatte er dem Verstorbenen versprochen, Vormund seines Kindes
sein zu wollen. Er hatte nicht gedacht, daß die Erfüllung die-
ses Versprechens jemals von ihm, dem um fast zwanzig Jahre
älteren, gefordert werden könne.

Vor einigen Tagen war Apotheker Größe abgereist, sein
Mündel und Patenkind in Empfang zu nehmen, um es nach
Marktweide zu holen. Heute erwarteten die Schwestern seine
Rückkehr mit einer gewissen Unruhe und einer gewissen Vorein-
genommenheit gegen die neue Hausgenossin.

Die beiden alten Damen waren mit ihrer Beschäftigung
fertig und schritten langsam dem Hause zu. —

Der Himmel hatte sich inzwischen ganz umzogen, die Sonne
hinter den Wolken versteckt, die ersten Tropfen fielen.

„Siehst du, es regnet“, bemerkte Betty mit einem ganz klei-
nen Anfluge von Triumph. Clotilde tat, als habe sie nichts ge-
hört, und verschwand in der Haustür. Betty folgte ihr mit ei-
nem Lächeln der Genugthuung auf den Lippen.

Die Wohnräume lagen im oberen Stockwerk. Ueber eine
ziemlich breite, ausgetretene Eichtreppe mit geschnitztem Ge-
länder, das man sehr ungeschön mit weißer Lackfarbe angestrichen
hatte, kam man auf die Vorbiele, von der zwei Fenster nach dem
Hofe hinausgingen. Schmale Flügelthüren führten in das sog.
„gute Zimmer“ — dreifachstrig, mit Möbeln aus der geschmack-
losten Zeit des vorigen Jahrhunderts, an der einen Wand ein
tafelartiges, hochbeiniges Instrument; — rechts kam man in
das gemeinsame Schlafzimmer der Schwestern, links folgten
Wohn- und Schlafzimmer und das Schlafzimmer des Bruders.

Überall herrschte große Akkuratheit und Reinlichkeit, überall
daselbe Kalte, Frostige, das einem von der Treppe an entgegen-
schlug.

Endlich rumpelte der große, schwerfällige Omnibus des
„Hotels zum deutschen Kaiser“ vor die Apotheke. Herr Größe
stieg langsam und bedächtig von rückwärts aus. Er war mittel-
groß, etwas zum Embonpoint neigend und etwas schwerfällig.
Ein schlankes, jugendliches Gesicht mit einem feinen, bleichen
Gesichtchen und reichem, blondem Haare, zu dem die tiefen schwarzen
Brauen und Wimpern seltener kontrastierten, folgte ihm rasch;
sie trug tiefe Trauer; aber so bescheiden und fast dürrig der An-
zug ausah, war doch alles mit einem eigenartigen Schick ar-
rangiert und wurde mit einer gewissen Anmut getragen.

Komm, Irene, tritt ein, sagte Größe, nachdem er seinem
Hausdiener den Auftrag gegeben hatte, das Gepäck abzuladen,
und ging dem Mädchen voran in das Haus und die Treppe hin-
auf. Oben auf dem Vorflur standen die alten Damen, die
eine ihren schwarzen Vater, die andere den weißen Ephe neben
sich. Clotilde streckte der Waise die ungepflegte knöchelne Hand
entgegen und sagte nicht gerade unfreundlich, aber doch sehr
kühl:

Guten Tag, Irene.

Betty tat ebenso, sagte aber statt Irene „Kind“.

Nichts weiter, kein freundlicher Willkommgruß, kein warmer
Händedruck. Das Mädchen fand keine Antwort, ihre Blicke
glitten von einer der alten Gestalten zur anderen und blieben
dann auf dem Ephe haften, der leise wegend sich ihr nahte.

Das Zimmer, das Irene als ihr neuer Aufenthalt ange-
wiesen wurde, war klein, einstrig, nach dem Marktplatz
hinaus gelegen. Im Hintergrunde ein schmales Bett, am Fen-
ster ein Korblehnsstuhl mit Nachtschiff, ferner ein Schrank, eine

Kommode, über dem Waschtische ein fleckiger Spiegel, ein paar
Stühle und ein einfacher Tisch an der Längswand bildeten die
Ausstattung. Die Dielen waren weiß, die Wände mit bil-
liger, glanzloser, grauer Tapete beklebt, ein Bibelspruch und
zwei Kupferstiche, Landschaften darstellend, decorierten die
Wände. Irene überflog mit einem Blicke der Enttäuschung den
kleinen, sauberen, kalten Raum; sie fror bis ins Herz hinein.

Als sie später in das Wohnzimmer trat, fand sie die beiden
Damen, den Apotheker und noch einen jüngeren Mann anwe-
send, der ihr als Herr „Vellermann, Provisor“ vorgestellt wur-
de. Der Herr Provisor war sehr groß, etwas hager, mit auf-
fallend langen Armen und langen Händen, die ebenso wie sein
Gesicht mit Sommersprossen bedeckt waren, das Haar rot, ebenso
der Bart, die Wimpern und Brauen, die die Umrahmung für
stehende, dunkle Augen bildeten.

Man sah um einen runden Tisch, Irene neben Betty, schräg
gegenüber dem Provisor, der Platz neben ihr blieb zunächst
frei. Gesprochen wurde bei Tische fast gar nichts, aber so oft
Irene von ihrem Vetter aufsaß, begegnete sie den kleinen ste-
henden Augen Vellermanns. Er sah sehr schnell, und nachdem
er seinen letzten Schluck Bier getrunken hatte, stand er auf, hob
seinen Stuhl unter den Tisch, verneigte sich nach rechts und
links, wobei es den Anschein hatte, als seien seine Glieder nur
lose an einander geheftet und könnten jeden Augenblick ausein-
ander fallen, und schoß zur Tür hinaus, die sich nach fünf Mi-
nuten wieder öffnete, um einen Jüngling von siebzehn Jahren
einzulassen; ein schwächliches Büßchen, mit einem blassen, ver-
kümmernden Gesichte, in dem nichts angenehm auffiel, als die gro-
ßen, strahlenden, seltsam leuchtenden Augen.

Noch eiliger als der Provisor erlebte der Lehrling Ema-
nuel Stifter, der das Glück hatte, Fräulein Clotilde Paie nen-
nen zu dürfen, die Aufgabe des Essens, noch linkscher stolperte
er dann nach kaum 15 Minuten zur Tür hinaus, und Fräulein
Clotilde hob mit einem „gesegnete Mahlzeit“ die Tafel auf.

Irene hatte es nicht geschmeckt; nicht an den Speisen lag
die Schuld, sie waren gut und schmackhaft bereitet, aber dies
stumme, freundlose Zusammensein legte sich bedrückend auf ihr
Gemüt.

Langsam, mit gesenktem Kopfe folgte sie Fräulein Clotilde in
ihre kleines Stübchen und begann, nachdem man sie allein ge-
lassen, ihre Sachen in Schrank und Kommode unterzubringen.
Es war wenig und bescheiden genug. Die Mittel des Vaters
waren ja immer so beschränkt gewesen. Jetzt in ihrer Trauer
brauchte sie ja weiter nichts, als ihr schwarzes Kleidchen. Ein
paarmal hielt sie mitten in der Arbeit des Auspackens inne,
stand mit schlaff herabhängenden Armen und tränengefüllten
Augen und blickte zum Fenster hinaus auf den stillen Marktplatz.
Ihr Herz zog sich zusammen vor Heimweh und Sehnsucht.
Heimweh! Sie schluchzte laut auf, Heimweh — o, es würde
ungestillt bleiben dieses Heimweh, sie hatte keine Heimat mehr,
nirgend.

Gleichgiltig dagegen, ob die Sachen ausgepackt oder einge-
packt blieben, nur hingenommen von ihren schmerzlichen Ge-
fühlen, setzte Irene sich auf eine kleine Fußbank mitten in der
Stube, stützte den Kopf in beide Hände und weinte — heute
waren es ja gerade acht Tage, da war sie mit dem Vater spa-
zieren gegangen; es war heiß und sonnig gewesen, und der Va-
ter hatte viel über Herzbeklemmung geklagt. Langsam schritten
sie eine Anhöhe hinan, von der man einen schönen Blick über
die grüne, üppige Landschaft hatte. Auf dieser kleinen An-
höhe, die von einer prächtigen Eiche gekrönt und umschattet
wurde, setzte er sich, während sie Blumen pflückend ein Stückchen
in den Wald und zur Wiese hinabging. Als sie zurückkam und
sich neben ihn setzte, lehnte er das Haupt an ihre Schulter, sie
dachte, er würde einschlafen und sah ganz still.

Der Kopf ihres Vaters sank langsam auf seine Brust, und
die Lider legten sich über die Augen, diese gütigen, zärtlich
blickenden Augen, sie streichelte immer wieder seine Wange, und
während sie ihn ansah hatte sie zum erstenmale bemerkt, wie
schmal und eingefallen sein Gesicht in der letzten Zeit geworden
war.

Er schläft, hatte sie gedacht, aber sie fühlte seine Hand in
der ihren kalt und steif werden und ein furchtbares Angstge-
fühl überkam sie.

Papa — Papa —

Keine Antwort; als sie ihr Gesicht zu ihm hinabneigte, glit-
ten die letzten Strahlen der sinkenden Sonne über das stille
Antlitz eines Toten.

(Fortsetzung folgt.)

Tel. **Conrad H. Schiffer,**
3046. Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24